

Soziologische Überlegungen zur Struktur des bürgerlichen Typus der Mutter-Kind-Beziehung

Tyrell, Hartmann

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Tyrell, H. (1981). Soziologische Überlegungen zur Struktur des bürgerlichen Typus der Mutter-Kind-Beziehung. In J. Matthes (Hrsg.), *Lebenswelt und soziale Probleme: Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages zu Bremen 1980* (S. 417-428). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-188307>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Soziologische Überlegungen zur Struktur des bürgerlichen Typus der Mutter-Kind-Beziehung

Hartmann Tyrell

1.

Bowlby (1973, 15) hat es 1951 die „unerläßliche Voraussetzung geistiger Gesundheit“ genannt, „daß Säugling und Kleinkind in einer herzlichen, innigen und dauerhaften Beziehung zur Mutter (oder einem ständigen Mutterersatz) Glück und Befriedigung finden“. Diese Deklaration war ein Markstein auf dem Wege zu der zunehmend sich etablierenden ‚kulturoffiziellen Definitionsmacht‘ der Wissenschaft über ‚richtig und falsch‘, über ‚gesund und ungesund‘ im Bereich der frühkindlichen Sozialisation. Dafür mag es zunächst förderlich gewesen sein, daß die von Bowlby bezogene Position den kulturell ohnehin geltenden familialen Orientierungsbeständen sehr nahekam; eben deswegen ist sie innerwissenschaftlich aber auch bald unter Ideologieverdacht geraten (Mead 1954). Die neuere psychologische Diskussion (etwa Rutter 1978) ist Bowlby gegenüber in vieler Hinsicht auf Distanz gegangen, aber auch sie hält die Momente einer ‚warmen und liebevollen Beziehung von Mutter und Kind‘, einer ‚positiven Gefühlsbindung‘ (seitens des Kindes) und der Dauerhaftigkeit der Beziehung für entscheidend. Umstritten bleiben allerdings: die Deutung des Hospitalismusphänomens als Mutterdeprivation, die Frage nach den Wirkungen früher Mutter-Kind-Trennung, das Problem der ‚monotropen‘ oder ‚multiplen‘ Bindungstendenzen des Kleinkindes und, nicht zuletzt, die Frage nach der Gewichtung von Bindung und Stimulation.

Die Forschung ist auf diesem Feld Domäne vor allem von Psychoanalyse, Entwicklungspsychologie, Verhaltensbiologie und Pädiatrie. Die Soziologie dagegen hat – trotz anspruchsvoller theoretischer Ansätze in den 50er und 60er Jahren (Parsons, Claessens) – ihren Beitrag noch nicht geleistet. Dabei drängen sich für den kulturanthropologisch und historisch instruierten Soziologen die Fragen zu den Befunden der Nachbardisziplinen geradezu auf. Es sind dies *Fragen nach den kulturellen und sozialstrukturellen Bedingungen der Möglichkeit einer ‚affektiv-warmen‘ Mutter-Kind-Intimität mit institutioneller Qualität.*

Einige dieser Fragen seien hier gestellt. Wenn etwa Hassenstein (1975, 90) aus verhaltensbiologischer Sicht von „angeborenen Baby-Betreuungstendenzen der Frau“ ausgeht, glaubt er, daß diese sich kulturell ganz von selbst durchsetzen und zum Tragen kommen? Kann man wirklich die warme, fürsorgliche Mutterfigur so problemlos voraussetzen und diesbezügliche ‚Indisponiertheiten‘ (zumal gegenüber dem Neugeborenen) vorzugsweise als persönlichkeitspezifische Störungen nehmen?

Oder liegt es – zumal im Blick auf die alteuropäische Kulturlandschaft – nicht eher nahe, diesbezüglich von tief ambivalenten (Tötungsimpulse durchaus einschließenden) Affektdispositionen auszugehen und herauszustellen, daß die ‚natürliche Mutterliebe‘, um nicht nur punktuell hier und da zum Zuge zu kommen, beträchtlicher kultureller Stützung bedarf? Also: prämiert eine Gesellschaft solche mütterlichen Affektlagen? Hält sie sie für natürlich, für angebracht oder verpflichtend? Oder nimmt sie sie als störend, unangemessen und diskreditiert sie? Legt der kulturell geltende weibliche Persönlichkeitstypus solche mütterlichen Dispositionen nahe? Tut er dies kontrastiv zum männlichen Habitus? Läßt das gesellschaftliche Wissenssystem und die soziale Wahrnehmung von Kindern einen zärtlich-intimen Umgang mit diesen überhaupt zu? Stehen kulturell zärtlich-spielerische Interaktionsmuster für das Zusammenspiel von Mutter und Kind zur Verfügung? Oder wird dergleichen eher entmutigt und diskreditiert?

Damit aber keineswegs genug: erkennbar bedarf es für die Mutter-Kind-Symbiose, wie sie Psychologie und Verhaltensbiologie für angezeigt halten, bestimmter kultureller und institutioneller Sinnvorgaben, die sich keineswegs von selbst verstehen. Legt eine Gesellschaft auf die Mutter-Kind-Zusammengehörigkeit überhaupt Wert und kulturelles Gewicht? Wieviel an Nähe und Intimität legt sie hier nahe? Wieviel an mütterlich-spontaner Fürsorglichkeit und Zuwendung hält sie für richtig, läßt sie zu? Wie stark ist – vom ‚Sozialisationswissen‘ (Lüscher 1975) her – die Durchsetzung der Mutter-Kind-Interaktion mit magischen, religiösen, wissenschaftlichen usw. Orientierungsgehalten? Und weiter: wie stark institutionalisiert eine Gesellschaft das Prinzip der ‚leiblichen Elternschaft‘, also das Filiationsprinzip? Und reguliert sie darüber die Zuständigkeiten für die Kleinkindaufzucht und -sozialisation? Welche Alternativen läßt sie diesbezüglich zu? In welchem Maße motiviert und verpflichtet die Gesellschaft zur Übernahme und zum Durchhalten der ‚faktischen Elternschaft‘ (Hassenstein 1977)? In welchem Maße legt sie Eltern auf die eigenen Kinder fest?

Weitere Prämissen liegen in der Rollenstruktur und im Beziehungsarrangement von Familien- und Verwandtschaftssystem: Hebt das familiäre Beziehungsgefüge die spezifische Beziehung des Kindes zu seiner Mutter überhaupt hervor? Oder akzentuiert es andere Beziehungen (Vater-Sohn, Mutterbruder-Neffe) stärker? Mit wieviel Prestige und Verpflichtungscharakter ist die Mutterrolle besetzt? Sind dem Kind auch andere Bezugspersonen angeboten, an die es sich ebensogut binden kann? Wie anspruchsvoll – hinsichtlich Zeit, psychischer Investitionen, erzieherischer Aufgabenstellung – ist die Mutterrolle gefaßt? Läßt sie Raum für andere Rollen? Kann die Mutter von dritter Seite in anderen Rollen legitim in Anspruch genommen werden? Ist das Mutter-Kind-Subsystem in seiner spezifischen Eigen-thematik von der ‚innerfamilialen Umwelt‘ hinreichend respektiert?

Der Katalog von Fragen ließe sich – angesichts des ungeheuren Formenreich-tums, den es interkulturell und historisch hinsichtlich der Typik der Mutter-Kind-Beziehung zu konstatieren gilt – nach Belieben verlängern. Er sollte aber hinreichen, um zu demonstrieren, daß *soziologische* Befassung und *soziologisches* Weiterdenken in diesem Kontext lohnt. Hier soll der Fragenkatalog nun im weiteren den Hintergrund abgeben für eine – natürlich skizzenhaft bleibende – Kennzeichnung des bürgerlichen Typus der Mutter-Kind-Beziehung in primär deskriptiver Absicht. Dieser Typus, der eine zentrale Beziehung Achse innerhalb der privatisierten modernen Kernfamilie (Tyrell 1976) ausmacht, scheint auch heute ‚kulturell kaum ausgestanden zu sein‘; vielmehr stellt er, wie zu zeigen sein wird, in

seiner kulturell-historischen Eigenart den Hintergrund dar für eine Fülle von aktuellen Problemlagen, die mit dem Lockerungsdruck unter den heute die exklusive Bindung der Mutter ans Kind (oder auch: ihr exklusiver Zugriff auf das Kind) von verschiedener Seite geraten ist, zusammenhängen.

2.

Der bürgerliche Typus der Mutter-Kind-Beziehung ist im letzten Jahrzehnt, zumal in den Sozialwissenschaften, in Mißkredit geraten; hier erscheint er vielfach nur noch als ‚anachronistisch‘, ‚ideologisch‘ bzw. als ‚Vorurteil‘. Sieht man die Dinge nur noch so, dann verkennt man leicht, daß man es hier mit einem Rollenmuster von nach wie vor erheblicher Orientierungsstärke und Verhaltensrelevanz zu tun hat.

Die nach wie vor geltende hohe Selbstverständlichkeit und normative Kraft dieses kulturellen Musters, das sich kaum, wie etwa Ursula *Lehr* (1975) zu meinen scheint, wie ein Vorurteil aus der Welt schaffen lassen wird, ist leicht gezeigt: Dem Jahrgang der 23jährigen im Jahre 1964 war die Maxime ‚Die Mutter gehört zu den Kindern‘ ebenso plausibel wie verbindlich, und dem entsprach die fast vollständige Tendenz (teils schon vollzogen, teils beabsichtigt) zur Berufsaufgabe der Frauen nach der Geburt des ersten, spätestens des zweiten Kindes (*Pfeil* 1968, 85 ff.); ähnliches ergab die Hausfrauenuntersuchung von Helge *Pross* (1975, 64 ff.), und sehr verwandte Orientierungen zeigt eine jüngst anhand von Tiefeninterviews angestellte Untersuchung über Schweizerische Ehefrauen nach der Geburt des ersten Kindes (*Ryffel-Gericke* 1979). Dabei zeigt gerade diese Untersuchung eine forcierte Sensibilität der Frauen für die Ansprüche der Mutterrolle (bei wachsender Reserve gegenüber der damit gekoppelten Hausfrauenrolle).

Betrachtet man die Dinge aus ökonomischer Sicht und bedenkt nur die beträchtlichen Einkommenseinbußen, die familienzyklisch der Schritt von der Ehe zur Familie typisch mit sich bringt, so ist es nicht die steigende Quote erwerbstätiger Mütter, die verwundert, sondern die in breiten Schichten immer noch, wengleich abnehmend selbstverständliche und positiv ‚gewollte‘ Berufsaufgabe junger Mütter. Verwunderlich ist, so gesehen, nicht das Abbröckeln des bürgerlichen Muttermusters, sondern eher seine kulturelle Resistenz gegenüber den ‚Imperativen‘ und ‚Attraktionen‘ von Arbeitsmarkt und Berufssystem.

Blickt man zwei Jahrhunderte zurück, so stößt man – im Kontext und im Zuge der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung des privatisierten bürgerlichen Familientypus – auf jene massive ‚Familienpropaganda‘ bürgerlicher Literaten, die (u.a.) die ‚Seligkeiten der Mutterschaft‘, das ‚Selbststillen‘ der Mütter, die Mutterliebe und das Mutterglück predigte.¹ Diese in der Sprache der Natur und des Sakralen abgefaßte Propaganda, die im 19. Jahrhundert eher noch verstärkt worden ist, hat ‚überzeugt‘; sie war ebenso ‚zwingend‘ wie suggestiv: daß, weil ihr Kind sie braucht, die Mutter zum Kind gehört und das Kind zu seiner Mutter, ist eine Sinnfigur, die *quasi kategorial* ins allgemeine Bewußtsein gedrungen ist.

3.

Was am bürgerlichen Typus der Mutter-Kind-Beziehung zunächst ins Auge fällt, ist der hohe Grad der *Emotionalisierung*. Mutterliebe ist hier nicht nur erlaubt, sondern normativ geboten, und das Ausbleiben der mütterlichen Gefühle für das

eigene Kind wäre ein Grund tiefer Irritation und ‚schlechten Gewissens‘. Die affektive Fixierung der Mutter auf ihr Kind ist hier in einem Maße freigegeben, das der neueren Psychologie eher bedenklich scheint und das von den Aufklärern noch des frühen 18. Jahrhunderts als ‚Affenliebe‘ diskreditiert worden wäre. Entscheidend ist: Kinder dürfen im bürgerlichen Kontext mit aller Hingabe geliebt werden, ohne daß das anstößig oder unvernünftig erschiene oder zu einem ‚schlechten Gewissen‘ Anlaß gäbe; es darf geliebt werden im Bewußtsein, daß das absolut natürlich und angemessen ist, also mit unbedingter kultureller Rückendeckung.

Fragt man, von woher in diesem kulturellen Kontext den auf das Kind gerichteten mütterlichen Affekten ihre besondere *Stabilität und Richtungsfestigkeit* zuwachsen, so stößt man zunächst auf das Filiationsprinzip: die Eindeutigkeit, mit der die Mutter (und nur die Mutter, nicht die Großmutter und nicht die Nachbarin) für ‚ihr Kind‘ (und nicht für ‚fremde‘) auf Dauer zuständig ist, weist den mütterlichen Triebdispositionen ein fraglos konstantes Objekt zu. Und die bürgerliche Filiationsideologie steigert dies noch durch den Glauben, daß Mütter – der ‚Stimme des Bluts‘ gehorchend – überhaupt nur ihre eigenen Kinder uneingeschränkt und ‚aus ganzem Herzen‘ lieben können.² Welche Orientierungskraft diesem Deutungsmuster auch heute noch zukommt, zeigt die Adoptionsstudie von *Hoffmann-Riem* (1980): das Schlüsselproblem der prospektiven Adoptivmütter war die Frage: „Kann ich ein fremdes Kind liebhaben?“ Und entsprechend ausgeprägt war sich selbst gegenüber die Sensitivität der Adoptivmütter für das Sicheinstellen der mütterlichen Gefühle, wenn das Adoptivkind dann da war; eben daran hing entscheidend das *Gelingen* solcher nichtfiliativen Übernahme der Elternrolle im Erleben der Adoptiveltern. Die Studie verdeutlicht aber nicht nur den festen Verweisungszusammenhang von Filiation und Mutterliebe in der bürgerlichen Kultur, sie verweist zugleich auf die ‚Auslöser‘ der mütterlichen Emotionen dem Kinde gegenüber: es ist die kulturell präformierte Wahrnehmung des Säuglings als eines ‚kleinen, hilflosen, schutz- und zuwendungsbedürftigen Wesens‘ (auch *Schneider* 1968, 35), die – gepaart mit dem Bewußtsein der eigenen exklusiven Zuständigkeit für ihn – die mütterlichen Gefühle mit ziemlicher Zuverlässigkeit (auch bei fehlenden Blutsbanden) auf den Plan ruft.

Der freigegebenen Emotionalität entspricht ein *expressiver Interaktionsstil* zwischen Mutter und Kind, der ‚Wärme leiten‘ und Zärtlichkeit mitteilen kann. Auch wenn wir aus neueren Studien (*Stern* 1979) lernen können, daß das subtile spielende Kommunizieren von Mutter und Säugling in biologisch vorgezeichneten Bahnen verläuft, so gilt doch auch hier: kulturelle Rückendeckung ist erforderlich, damit die Mutter noch in dieser Kommunikation ihren stimulierenden Part spontan und unverkrampft spielen kann. Das kinderlieb-herzliche, expressiv-spielerische Verhalten, das einer Mutter gebührt, und das von den Normen der Erwachsenenkommunikation deutlich abweicht, war bis weit ins 18. Jahrhundert teils durch dumpfen Traditionalismus,³ teils durch den herrschaftlich-distanzierten Umgangsstil der Eltern mit ihren Kindern weitgehend blockiert; ‚Vertraulichkeit‘ war hier gerade verpönt. Das bürgerliche Mutter-Kind-Muster dagegen stellt der mütterlichen Liebe nicht nur Ausdrucksmuster bereit, es bringt die Mutter in die ‚kulturell zugestandene Lage, regressiv sein zu dürfen‘ (*Claessens* 1967, 136), und motiviert gerade zur expressiv-stimulierenden Kommunikation mit dem Kleinkind. Dem entspricht genau die *kulturelle Fassung der Kindesrolle*, wie sie sich seit dem 18. Jahrhundert durchgesetzt hat: das Kind wird ‚infantilisiert‘; es ist rührend-naiv und vor allem unschuldig. Damit wird mit einer religiösen Tradition gebrochen,

die das mit der Erbsünde behaftete Kind als animalisch und verworfen nahm und das Willenbrechen für die zentrale pädagogische Pflicht der Eltern hielt.⁴ Demgegenüber definiert die bürgerliche Kultur die psychische Verfassung des Kindes gerade positiv und legt dem Erwachsenen ein Verhalten nahe, das der unterstellten Kindlichkeit des Kindes gemäß sein soll.

Die klassischen Arbeiten zur Geschichte der Kindheit haben den Akzent vor allem auf die im Zivilisationsprozeß sich zeigende (psychische) *Distanzierung* der Altersrollen des Kindes und des Erwachsenen gelegt. Hier dagegen kommt es vor allem auf die innerfamiliäre *Komplementarität von Mutter- und Kindesrolle* an; das hilflose, unschuldige und schutzbedürftige Wesen des Kindes verlangt geradezu nach einer Komplementärrolle, und eben dazu wird im 18. Jahrhundert im Zuge des Zurücktretens der ökonomischen Komponente des häuslichen Lebens die Mutterrolle kulturell ‚ausgebaut‘, indem sie mit psychischen Dispositionen des Pflegens, des Schützens, der Fürsorglichkeit besetzt wird. Die Mutterliebe artikuliert sich vor allem in der fürsorglich-aufopfernden Hingabe, derer das Kind in seiner rührenden Hilflosigkeit bedarf; eben daraus bezieht sie ihre hohe moralische Würde und Legitimität. In diesem Sinne wird es zur Selbstverständlichkeit, daß das Kind nicht einfach Pflege oder Fürsorge, sondern die Mutter braucht.

Auf diese Konstellation hin schneidet die bürgerliche Kultur die *weibliche Geschlechtsrolle* wesentlich zu: Mutterschaft wird als Sinn, zentraler Inhalt und höchstes Glück im Leben der Frau propagiert;⁵ daraufhin wird sie psychisch gerüstet, und die normale geschlechtsspezifische Sozialisation hat es in überwältigendem Maße verstanden, Frauen in Mentalität, Motivation und biographischer Orientierung für die Mutterrolle zu disponieren. All das braucht und kann hier nicht vertieft werden.

4.

Die sozialwissenschaftliche Forschung, die sich im letzten Jahrzehnt der Mutter-Kind-Thematik zugewandt hat, war weitgehend beherrscht von Entmythologisierungsabsichten. Gegen den zwei Jahrhunderte lang kultivierten Muttermythos bot man vor allem die Argumente auf, die Dauerpflege- und primäre Bezugsperson des Kleinkindes müsse gar nicht die *eigene* Mutter sein und müsse auch nicht *nur eine* Person sein. Das ist sicher berechtigt. Demgegenüber sind die hier angestellten Überlegungen von der Absicht geleitet, es *soziologisch erklärlich zu machen*, warum es in unserer Gesellschaft normalerweise die *eigene* Mutter ist, die als ‚Dauerpflegeperson‘ für ihre Kinder fungiert, warum ferner bei uns die spezifische Mutter-Kind-Beziehung typisch so exponierte Chancen hat, mit der ihr eigenen Intensität und emotionalen Nähe ‚als normal‘ erlebt und praktiziert zu werden, warum also solche intime Bindung zwischen Mutter und Kind(ern) in Einstellung, Gefühl und Verhalten faktisch millionenfach ‚realisiert‘ wird und zum Zuge kommt. Es kommt darauf an, dem Muttermythos und seiner Wirksamkeit auf die Spur zu kommen, und nicht, nur ideologiekritisch gegen ihn anzurennen. Damit gilt es fortzufahren.

Die bürgerliche Kultur nimmt es, wie schon angedeutet, mit dem *Filiationsprinzip* und dabei insbesondere mit der institutionellen Zuordnung von Mutter und Kind sehr ernst. Dies zuerst in dem Sinne, daß die Mutter, ist das Kind einmal geboren, sich ihren *Mutterpflichten* so gut wie nicht entziehen kann; ihre Zustän-

digkeit ist eindeutig und objektiv, und es ist *nicht* Sache ihres privaten Beliebens, das Kind in fremde Hände zu geben' oder wegzuschenken. Kindesaussetzung oder -tötung sind Verbrechen wider die Natur, und es ist klar, daß diese Nicht-abweisbarkeit der Mutterpflichten der Hintergrund der *Abtreibungsproblematik* ist.

Das kulturell geltende Filiationsprinzip besagt nun aber nicht nur, daß hier eine bestimmte Frau für ein bestimmtes Kind sozialisatorisch zuständig ist; es verweist die Mutter auf *ihr*' Kind. Hier werden die Natur selbst und 'die Stimme des Blutes' bemüht, und vor diesem Sinnhorizont wird die *Sonderqualität* der Beziehung der Mutter zu ihrem Kind mit so suggestiver Plausibilität und so natürlichem Verpflichtungscharakter erlebbar, wie sie die Beziehung zu einem 'fremden' Kind (im gegebenen Kulturkontext) kaum entfalten könnte. Die 'Stimme des Blutes' aber, die heute zunehmend weniger überzeugt, macht die Abweisung der Mutterschaft vollends unmöglich; für das eigene Kind ganz dasein und sorgen zu wollen, erscheint demgegenüber als die völlig natürliche Bedürfnisreaktion einer Mutter. Der Adoptionsfall kann hier nur noch den Status der legitimen Ausnahme für die haben, denen der 'natürliche' Zugang zur Elternschaft bzw. Mutterschaft versagt ist, die also 'eigene Kinder' nicht haben können.

An dieser Stelle lohnt es, nach der *gesellschaftlichen Funktion des mit solcher Verbindlichkeit und Überzeugungskraft ausgestatteten Filiationsprinzips* zu fragen. Die Antwort fällt leicht: das Filiationsprinzip – millionenfach ohne jeden äußeren Zwang praktiziert – garantiert gesellschaftsweit (bei zahlenmäßig minimalen Ausnahmekoten) die Versorgung von Kindern mit 'faktischen Eltern'. Weil die Übernahme der Eltern- und vor allem der Mutterrolle für die – kraft (Zeugung und) Geburt – 'eigenen' Kinder kulturell so 'zwingend' ist, braucht im Normalfall das Betreuungspersonal für Kleinkinder nicht erst über den Markt oder mittels behördlicher Zwangsrekrutierung beschafft zu werden. Auch ist auf die Art der Zugang zur 'faktischen Elternschaft' jeder Interessentenkonkurrenz entzogen; zuständig sind eindeutig und 'natürlich' die leiblichen Eltern und nur diese.

Aber das Filiationsprinzip leistet noch mehr: es *entlastet auf der motivationalen Ebene*. Die *Bereitschaft zur Übernahme und zum Durchhalten* der 'faktischen Elternschaft' versteht sich an sich keineswegs von selbst, und es mag sein, daß wir auf Zeiten zugehen, wo sie dies immer weniger tut. Aber die fraglose Selbstverständlichkeit, mit der einstweilen noch Eltern sich als das für die eigenen Kinder zuständige Personal fühlen und mit der sie ihre Elternrollen dauerhaft praktizieren (wie gut oder schlecht auch immer), entzieht die Frage, ob man das überhaupt will oder soll oder nicht besser täte zu kündigen, weitestgehend dem expliziten Disponieren oder gar der Fluktuation von Lust und Unlust. Weil man den Ehepartner nicht mehr ertragen kann, mag man im Scheidungsfall die Familie verlassen; eine Scheidung von den eigenen Kindern, die einem unausstehlich sind, dagegen ist nicht vorgesehen. Ebenso sind Bedenken ausgeschlossen, ob man wohl die 'richtigen Kinder' hat oder nicht besser nach anderen Ausschau halten sollte. In einem – schon statistisch – überwältigenden Maße sichert die 'harte' kulturelle Geltung des Filiationsprinzips eine motivational weitgehend problemlose Übernahme und Dauerpraktizierung der Elternschaft; Eltern tun dies in der Regel 'von selbst' und 'von sich aus', und ihre Motivation dazu bedarf typisch nicht der 'künstlichen Beatmung' von dritter Seite oder gar äußeren Zwangs.

Die bürgerliche Kultur hat die Rolle der Frau und Mutter ebenso wie die des Kindes ‚*verhäuslicht*‘ und *familiarisiert*; sie nimmt die Rollen der ‚Hausfrau und Mutter‘ und des (heute: Vorschul-) Kindes wesentlich als *Familienrollen*, d.h. als Rollen, die in den Kontext des familialen Teilsystems der Gesellschaft (und nicht der Wirtschaft, der Kirche oder des Staates) gehören. Die historische Familienforschung und die Forschungen zur Geschichte der Kindheit sind dabei, im Kontrast zu den alteuropäischen Gegebenheiten, den ungeheuren Strukturwandel zu erschließen, der sich darin für den Beziehungshaushalt der Familie nach innen wie nach außen und ebenso im Hinblick auf die gebotenen Sozialisationsbedingungen und die Formation der Persönlichkeitsstrukturen auf tut.⁶

Die besondere *innerfamiliale* Zusammengehörigkeit von Mutter und Kind ist seit dem späten 18. Jahrhundert fest etabliertes bürgerliches Kulturgut. Diese komplementär gebaute Beziehung trägt als Subsystem innerhalb der Familie und zumal als Symbiose von Mutter und Kleinkind ihren besonderen Akzent; sie ist eine Beziehung mit besonderen affektiven Qualitäten, mit besonderen Handlungsthemen (‚Pflege‘), mit spezieller zeitlicher Struktur und eigener Geschichte und Erinnerung; sie hat in der Phase der Frühsozialisation der innerfamilialen Umwelt (Vater, ältere Geschwister) gegenüber ihre spezifische Priorität und von daher einen fraglos-plausiblen Anspruch auf Respektierung und Ungestörtheit. An welche sozialstrukturellen Prämissen ist die Freigabe eines solchen innerfamilialen Subsystems gebunden?

Sie ist gesellschaftsstrukturell gebunden an die *funktionale Differenzierung von Betrieb und Familie*, von Berufsarbeit und Familienleben. Die ‚arbeitsfreie Kleinfamilie‘, wie Ilona *Ostner* (1978, 153 ff.) sagt, ist strukturelle Bedingung für die kulturelle Umwidmung der Familienbeziehungen ins Sentimental-Intime. Die Differenzierung von Betrieb und Familie ist aber strukturell verkoppelt mit einer innerehelichen Arbeitsteilung, die dem Mann die außerhäusige Arbeit und der Frau Haushalt und Kinder zuweist und die sich wesentlich über die ‚natürlichen Mutterpflichten‘ der Frau legitimiert. Erst die Freisetzung der Hausfrauen- und Mutterrolle, aber auch der Kindesrolle, von beruflicher Arbeit macht die Familienmutter, die ‚ganz für ihre Kinder da ist‘, möglich. Dabei *begünstigt* die Arbeitsteilung zwischen den Eheleuten die Sonderqualität der Mutter-Kind-Beziehung in zweifacher Hinsicht: zwangsläufig läßt schon die regelmäßige Abwesenheit des Vaters von zuhause die Mutter ganz in den Vordergrund treten, und schon, weil eben vorzugsweise die Mutter für die Kinder da ist, liegt es typisch fern, daß, wie Parsons wiederholt betont hat, der Vater im Verhältnis zu den Kindern als ihr Rivale auftritt. Daß bei diesen strukturellen Vorgaben gleichwohl beträchtliche ‚familiendynamische‘ Variationen möglich sind, braucht kaum betont zu werden.

Damit aber nicht genug: schon der kontrastive Blick auf das alteuropäische ‚ganze Haus‘ fördert, was das innerfamiliale Beziehungsarrangement angeht, weitere Strukturvorgaben zutage, die die Mutter-Kind-Beziehung begünstigen. Im ganzen Haus waren die Kinder weitgehend dem Gesinde überlassen und diesem auch statusmäßig zugeschlagen; ein intimes Verhältnis zur Mutter war hier weder strukturell nahegelegt, noch kulturell gefordert. Demgegenüber hat die ‚Distanzierung des Gesindes‘ bzw. dessen Ausscheiden aus dem Familienhaushalt – Entwicklungen, die mit der kulturellen Aufwertung der Mutterrolle teilweise Hand in Hand gehen –

die Mutter den Kindern gegenüber in eine ganz exponierte Position gebracht.⁷ Die Schrumpfung des häuslichen Personals auf die bloße Kernfamilie (mit fester, kaum noch fluktuierender personeller Besetzung) bietet den Kindern *allein* und *alternativenlos* die Mutter als primäre und konstante Bezugsperson an; damit steht sie hinsichtlich der Zugangs- und Beziehungschancen zu ihren Kindern *monopolistisch und konkurrenzlos* da; andere Personenangebote stehen für die Kinder, sieht man von der Rolle des Vaters ab, *nicht*, zumindest, denkt man an die Großeltern, *nicht gleichrangig* zur Verfügung. Und die Privatisierung, also das segmentäre ‚Für-sich-sein-Wollen‘ der Familie schneidet diesbezüglich erst recht von anderen, etwa nachbarlichen Angeboten, ab.

Und schließlich: die Mutterrolle impliziert eine Aufgabe, die ebenso ‚geheiligt‘ wie anspruchsvoll und umfassend ist; sie ist von absoluter Priorität und läßt sich als Nebenbeschäftigung nicht erledigen; schon gar nicht läßt sie sich ohne Weiteres abschieben. Die Mutter ist hier nach bürgerlichem Verständnis *ganz* und ungeteilt gefordert, und daß sie *ganz* zur Verfügung steht, begünstigt die Mutter-Kind-Exklusivität erst recht. Die Familienrolle der Hausfrau und Mutter läßt der Frau nach bürgerlichen Begriffen mithin für andere, außerfamiliale Rollen kaum legitimen Raum. Daß die Mutterschaft so ernst genommen wird und nahezu total beansprucht, schließt andererseits jede legitime externe Inanspruchnahme der Mutter von dritter Seite aus, schirmt dagegen ab. Das moderne Dilemma der Frau zwischen Familie und Beruf hat sichtlich seine Ursache darin, daß die Mutterrolle als eine derart anspruchsvolle Rolle kulturell durchgesetzt und zur Geltung gebracht ist. Und wie sehr diese exzessiven Ansprüche verinnerlicht sind, wird an dem viel zitierten ‚schlechten Gewissen‘ der erwerbstätigen Mutter ebenso deutlich wie daran, daß Mütter in dieser Situation ihre Berufstätigkeit dann typisch nur über deren Notwendigkeit ‚für die Familie‘ legitimieren.

6.

Mit dem letztgenannten Moment ist zugleich schon auf einen Zug der bürgerlichen Mutter-Kind-Beziehung und Mutterliebe verwiesen, der strukturell besonders folgenreich ist: ihre *Exklusivität* nämlich und ihren *emotionalen Primatsanspruch*. Das heißt zum einen: eine Mutter kann im Vollsinn nur ihre eigenen Kinder lieben; liebte sie andere mehr, hinge sie stärker an ‚fremden‘ Kindern, so hieße das zwangsläufig, daß die für sie primär relevante Beziehung zu den eigenen Kindern ‚nicht intakt‘ oder ‚gestört‘ ist. Zum anderen aber und vor allem zeigt sich der Primatsanspruch in der Gegenrichtung: nicht nur, daß sie die Kinder liebt, ist wichtig, sondern vor allem, *daß sie von diesen geliebt wird*, und zwar: *wie von niemandem sonst*. Das Kind mag diesen und jenen (vor allem den Vater) *auch* lieben, aber es ‚darf‘ sie nicht so lieben, wie es die Mutter liebt. Daß die Mutter sich von ihrem Kind besonders geliebt wissen will, daß sie ‚im Herzen‘ des Kindes eine konkurrenzlose Sonderstellung beanspruchen muß, macht sie aufs Höchste verletzbar: liebte das Kind einen anderen (den eigenen Vater eventuell ausgenommen) mehr, hinge es an jemand anders stärker, geriete jemand anderes in die Rolle der primären Bezugsperson für das eigene Kind, so wäre dies für die Mutter ein Grund zur tiefsten Irritation, es wäre ein Verfehlen der Mutterschaft. Eben das macht die Mutter von den Zuneigungsäußerungen des Kindes ihr gegenüber u.U. stark abhängig. Daß kleine Kinder von heute diese Abhängigkeit und Verletzbarkeit gerade da u.U.

exzessiv auszuschlachten tendieren, wo sich ihre Mütter aus Gründen der Berufstätigkeit auf (teilweise) Fremdbetreuung (und damit auf potentiell konkurrierende Bezugspersonen für das eigene Kind) einlassen müssen, zeigen im Hinblick vor allem auf die prekären Situationen des ‚Bringens und Abholens der Kinder‘ sowohl die Kinderkrippenliteratur (Reyer 1979) als auch der Abschlußbericht zum Tagesmütterprojekt (*Arbeitsgruppe Tagesmütter* 1979).

Daß der bürgerliche Typus der Mutter-Kind-Beziehung unter solchen Ansprüchen der Exklusivität und Singularität steht, daß er andere, vergleichbar enge und intime Bindungen neben sich nicht duldet, ist nun nicht einfach Ausdruck eines mütterlich-egoistischen Besitzstrebens, daß das eigene Kind ‚ganz für sich haben‘ und okkupieren will; es ist vielmehr die ‚logische Folge‘ der emotionalen Verdichtung und der *Personalisierung* der bürgerlichen Familienbindungen im allgemeinen und der Beziehung von Mutter und Kind im besonderen. Das Kind wird hier in seiner personalen Autonomie in so erheblichem Maße ernst genommen, daß seine ‚Erwiderung‘ der mütterlichen Liebe über das Gelingen, über Glück oder Unglück der Mutterschaft entscheidet. Dabei ist die ‚Gegenliebe‘, auf die solcher Wert gelegt wird, für die Mutter nicht ohne weiteres ‚bewirkbar‘, noch weniger ist sie ‚erzwingbar‘. Daß dieser Liebes- und Glücksanspruch, unter dem die Mutter-Kind-Beziehung steht, fatale interpsychische Dynamiken im Gefolge haben kann, ist ebenso klar wie der Sachverhalt, daß im traditionellen familialen Normalfall die zuvor genannten ‚strukturellen Vorkehrungen‘ das Gelingen der affektiven Anbindung der Kinder an die eigene Mutter wenn nicht sicherstellten, so doch in erheblichem Maße und kumulativ begünstigten.

Hiermit hängt eng zusammen: nach bürgerlichen Begriffen läßt sich die Beziehung von Mutter und Kind, behält sie ihr hohes Anspruchsniveau bei, weder teilen noch ‚multiplizieren‘; ein ‚multiple mothering‘ im wörtlichen Sinne ist hier logisch ausgeschlossen. Wie die *singuläre* Stellung und Zuständigkeit der einen eigenen Mutter im Orientierungssystem schon von nicht einmal 2 Jahre alten Kindern *kategorial* etabliert ist, läßt sich gut anhand der Studie von James und Joyce Robertson (1975, 649 f.) zur ‚Reaktion kleiner Kinder auf kurzfristige Trennung von der Mutter‘ demonstrieren: auf den Zwiespalt zwischen abwesender Mutter und präsenter und durchweg positiv erlebter Pflegemutter reagierten die Kinder teils durch verstärktes Geltendmachen und Festhalten der Bindung an die Mutter („Ich mag meine Mami am liebsten“), teils durch die Inthronisierung der Pflegemutter als neuer ‚eigener‘ Mutter („Du bist meine Mami“). Der Gedanke, man könne auch *zwei* Mamis oder *wechselnde* Mamis haben, lag den Kindern völlig fern; „meine Mami“ gibt es nur im Singular, und das eben zwang im vorliegenden Fall die Kinder in den Zwiespalt.

Mir scheint nun, daß ein ‚multiple mothering‘ im Vollsinn heute auch da nicht praktiziert wird, wo man mit Alternativen zur Struktur der bürgerlichen Kleinfamilie experimentiert: sowohl die Untersuchungen zum israelischen Kibbutz (etwa Liegle 1977) als auch Studien über die Sozialisationspraktiken in Wohngemeinschaften (Cyprian 1978) zeigen, daß in beiden Fällen Kinder sich selbstverständlich filiativ-familial als ihren Eltern zugehörig definieren, vor allem aber, daß der ‚sozial-emotionale Primat‘ zumal der Mutter-Kind-Beziehung faktisch und wohl auch normativ durchaus in Geltung geblieben ist. Es lohnt von daher zu fragen, ob ‚das Funktionieren‘ dieser Alternativstrukturen nicht doch entscheidend gerade an der *Beibehaltung* familialer Beziehungselemente hängt.

Auf die Folgeprobleme, die sich aus dem unbedingten Anspruch der Mutter, ihrem Kind die primäre Bezugsperson zu sein, dann ergeben, wenn sie – aus welchen Gründen auch immer – eine andere Betreuungs- und Bezugsperson neben sich für die Kinder ‚zulassen‘ muß, stößt man allenthalben im Abschlußbericht zum Tagesmutterprojekt (*Arbeitsgruppe Tagesmütter* 1979). Dabei sind weniger die Eifersuchtstendenzen, die Sorgen und Befürchtungen der abgebenden Mütter, ihr Kind könne sich stärker an die andere Frau binden, und die daraus resultierenden Konflikte interessant. Wichtiger scheinen mir die ganz expliziten Erwartungen, die Tagesmütter möchten den Pflegekindern gegenüber liebevoll sein, ohne sie aber zu okkupieren und auf sich zu fixieren, und das hochbewußte Bemühen der Tagesmütter, diesen Erwartungen auf „Grenzziehung“ zu entsprechen. Gerade auch daran wird deutlich, welcher hohe Orientierungswert dem bürgerlichen Muttermuster nach wie vor zukommt.

Gleichwohl ist natürlich der aktuelle kulturelle Wandel der klassischen bürgerlichen Familienstruktur unübersehbar. Ich habe diesen an anderer Stelle (*Tyrell* 1979) als *Deinstitutionalisierung* der Familie zu kennzeichnen versucht, und dieser Wandel tangiert natürlich auch die Mutterrolle. Nur auf drei Tendenzen sei hier abschließend hingewiesen. Zum ersten: Elternschaft und Mutterschaft haben im letzten Jahrzehnt an Attraktivität und ‚Normalität‘ zweifellos eingebüßt; und die mit dem Eintritt in die Ehe und der Übernahme der Mutterrolle traditionell verknüpften Glücksansprüche überzeugen und ‚reizen‘ zumindest ‚die junge Generation‘ immer weniger. Zum zweiten: da, wo Elternschaft und Mutterschaft ‚noch‘ übernommen werden, haben sie allerdings wenigstens in den Mittelschichten, was Eigenplausibilität, Verpflichtungsqualität und Rollenengagement angeht, eher zugelegt, als abgenommen. Das geht eng zusammen mit der Tendenz, (unter dem Einfluß einer popularisierten Entwicklungspsychologie) die eigentlich familialen Aufgaben, also – familienzyklisch gesehen – die familial-mütterliche ‚Hauptgeschäftszeit‘ immer stärker auf Kleinkindaufzucht und primäre Sozialisation konzentriert zu sehen.⁸ Zum dritten: ansatzweise Tendenzen sind schließlich feststellbar in Richtung auf eine ‚Universalisierung‘ der Mutterrolle (etwa *Zollinger Giele* 1971): nicht nur technisch (mit Hilfe der Flaschennahrung) wird die Mutterrolle zunehmend auch dem Vater oder Ehemann zugänglich gemacht; vor allem insofern wird die Mutterrolle gewissermaßen geschlechtsindifferent praktizierbar, als ‚mütterliche Gefühle‘, ‚mütterlich-expressives Verhalten‘ usw. persönlichkeitsstrukturell und *kulturell legitim* auch Männern zunehmend zu Gebote stehen.

Die Probleme und Konflikte, denen Frauen und Familien sich heute vielfach ausgesetzt sehen, ergeben sich aus der Widersprüchlichkeit dieser Tendenzen: die exklusive Bindung der Frau/Mutter ans Kind gerät *einerseits* von der Entwicklung im Wirtschafts- und Bildungssystem her, aber ebenso durch die kulturellen Angebote der Frauenbewegung und der neueren Pädagogik unter Lockerungsdruck; *andererseits* scheint heute der Sinn für das, ‚was ein Kind braucht‘, also für die mütterlich-elterlichen Aufgaben dem Kind gegenüber eher geschärft und gesteigert als (dem Lockerungsdruck parallel) reduziert, und familiensubstitutive oder familienergänzende Aufzucht- und Erziehungseinrichtungen sind in hinreichender Qualität und Quantität (wenigstens in der Bundesrepublik) einstweilen nicht in Sicht. Die Zukunft der Familie könnte sich an der doppelten Fragestellung entscheiden: ob *einerseits* ‚Familienleben‘ – als ein Zusammenleben von Eltern mit ihren Kindern – kulturell *hinreichend* ‚selbstverständlich‘ und von sich aus ‚reizvoll‘ bleibt, um den Absorptionstendenzen ‚zu widerstehen‘, die vom Wirtschafts-

system (sowohl Beschäftigungssystem wie Konsum und Freizeit) auf das jugendliche und erwachsene Personal der Gesellschaft ausgehen; und *andererseits*, ob die Universalisierungstendenz im Bereich der Elternrollen Schritt hält mit der Universalisierung oder Neutralisierung der Geschlechtsrollen im Beschäftigungs- und Berufssystem, ob also die ‚Vermütterlichung der Väter‘ Schritt hält mit der ‚Inklusion‘ der Frauen ins Beschäftigungssystem.

Anmerkungen

- 1 *Rousseau*, dessen Bedeutung in diesem Zusammenhang nicht zu überschätzen ist, sagt im ‚*Emile*‘ etwa so: „Wenn sich jedoch die Mütter dazu verstünden, ihre Kinder selber zu nähren, so werden sich die Sitten von selbst erneuern und die natürlichen Regungen erwachen. Der Staat wird sich wieder bevölkern ... Der Zauber des häuslichen Lebens ist das beste Gegengewicht gegen schlechte Sitten. Die lästigen Mühen, die man mit Kindern hat, werden angenehme Pflicht, die Vater und Mutter unentbehrlicher und einander lieber macht: sie knüpft die Ehebande fester. In einer lebensfrohen Familie sind die häuslichen Pflichten die liebste Beschäftigung einer Frau und das angenehmste Vergnügen des Mannes. Die Abschaffung dieses einzigen Mißbrauchs (der Weggabe der Kinder an Ammen, H.T.) würde eine allgemeine Reform zur Folge haben, und die Natur würde ihre Rechte zurückerhalten. Würden die Frauen wieder zu Müttern, werden die Männer wieder zu Vätern und Ehegatten.“ (1971, 19 f.).
- 2 Ich zitiere im Hinblick auf diese Sinnfigur, die im Begriff der Mutter das Blutsband und die Liebe zum Kind nahezu untrennbar ineinsfließen läßt, wieder *Rousseau* zur Ammenproblematik: „die mütterliche Fürsorge aber ist unersetzlich. Wer anstelle seines Kindes ein anderes ernährt, ist eine schlechte Mutter. Wie kann diese Frau also eine gute Amme sein? Sie kann es werden, aber langsam. Die Gewohnheit müßte die Natur verändern, und das schlechtversorgte Kind hat hundertmal Zeit zu sterben, ehe es die Amme wie eine Mutter liebt“ (1971, 18 f.).
- 3 Eine der bei *Shorter* (1977, 200) angeführten französischen medizinischen Topographien berichtet 1808 über die Stadt Laval im Departement Mayenne das Folgende: „Hier kümmern sie sich um die Kleinkinder nur mit jener phlegmatischen Ruhe, die für dieses schleimige Temperament charakteristisch ist. Wenn sie sie auf dem Arm haben, wenn sie mit ihnen ausgehen, dann schweigend, in der Stille der Ergebung gegenüber ihren Pflichten ... Sie singen nicht, sie sprechen nicht mit dem Kleinkind, sie versuchen nicht, seine Sinne anzuregen; sie machen keine Anstrengungen, die Gefühle des Kindes durch Fröhlichkeit oder die kleinen Neckereien mütterlicher Güte zu entwickeln“.
- 4 Ich gehe darauf an anderer Stelle (*Tyrell* 1981) näher ein.
- 5 Die *Campeche* Formel von der ‚Bestimmung des Weibes zur Gattin, Hausfrau und Mutter‘ war hier besonders erfolgreich; vgl. etwa *Hausen* 1976.
- 6 Ich verweise dazu nur auf die höchst aufschlußreiche neuere Arbeit von *Schlumbohm* 1979, die im Blick auf das 18. Jahrhundert für den bürgerlichen Kontext die Familiarisierung des Kindes ebenso wie die Pädagogisierung der Elternrollen sehr schön aufzeigen kann.
- 7 Die ‚Distanzierung des Gesindes‘ hängt einerseits mit dem ‚Sogeffekt‘ zusammen, der von der kulturellen Neufassung der Mutterrolle ausging, die das ‚Bei-der-Mutter-sein‘ der Kinder gebieterisch forderte; sie hängt andererseits damit zusammen, daß dem aufgeklärten und ‚gesitteten‘ Bürgertum die Wegnahme der Kinder vom Gesinde einerseits zur Verhinderung der Infizierung der Kinder mit abergläubischen Vorstellungen (‚Ammenmärchen‘ usw.) und andererseits aus Furcht um ihre sexuelle Unschuld seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ‚zwingend‘ schien; vgl. etwa *Stephan* 1891.
- 8 Das ist weniger selbstverständlich, als man meint: Arbeiterinnen noch der 50er Jahre waren bei entsprechenden Befragungen überwiegend der Auffassung, „daß die Anwesenheit der Mutter im Schulalter besonders wichtig sei, wo es gelte, Hausaufgaben zu beaufsichtigen und die Kinder davor zurückzuhalten, auf die Straße zu gehen“ (*Pfeil* 1968, 94).

Literatur

- Arbeitsgruppe ‚Tagesmütter‘ 1979: Das Modellprojekt ‚Tagesmütter‘: Abschlußbericht. München (Deutsches Jugendinstitut).
- Bowlby, J., 1973: Mütterliche Zuwendung und geistige Gesundheit: Maternal Care and Mental Health. München.
- Claessens, D., 1967: Familie und Wertesystem: Eine Studie zur ‚zweiten, sozio-kulturellen Geburt‘ des Menschen. 2. neubearb. Aufl., Berlin.
- Cyprian, G., 1978: Sozialisation in Wohngemeinschaften: Eine empirische Untersuchung ihrer strukturellen Bedingungen. Stuttgart.
- Hassenstein, B., 1975: Bedingungen für die Sozialisation des Kindes in der Sicht der Verhaltensbiologie. in: F. Neidhardt, Hg., Frühkindliche Sozialisation: Theorien und Analysen. Stuttgart, 76-113.
- Hassenstein, B., 1977: Faktische Elternschaft: Ein neuer Begriff der Familiendynamik und seine Bedeutung. in: Familiendynamik 2, 104-125.
- Hausen, K., 1976: Die Polarisierung der ‚Geschlechtsrollencharaktere‘: Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. in: W. Conze, Hg., Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas: Neue Forschungen. Stuttgart, 363-393.
- Hoffmann-Riem, C., 1980: Die Verarbeitung bedrohter Normalität in der Adoption. Manuskript (Beitrag zum Themenbereich „Interpretative Sozialforschung“ auf dem 20. Deutschen Soziologentag).
- Lehr, U., 1975: Die mütterliche Berufstätigkeit und mögliche Auswirkungen auf das Kind. in: F. Neidhardt, Hg., Frühkindliche Sozialisation: Theorien und Analysen. Stuttgart, 230-269.
- Liegle, L., 1977: Familie und Kollektiv im Kibbuz: Eine Studie über die Funktionen der Familie in einem kollektiven Erziehungssystem. 4. erg. Aufl., Weinheim und Basel.
- Lüscher, K., 1975: Perspektiven einer Soziologie der Sozialisation: Die Entwicklung der Rolle des Kindes. in: Zfs 4, 359-379.
- Mead, M., 1954: Some Theoretical Considerations on the Problem of Mother-Child-Separation. in: American Journal of Orthopsychiatry 24, 471-483.
- Ostner, I., 1978: Beruf und Hausarbeit: Die Arbeit der Frau in unserer Gesellschaft. Frankfurt/M. und New York.
- Pfeil, E., 1968: Die 23jährigen: Eine Generationsuntersuchung am Geburtenjahrgang 1941. Tübingen.
- Pross, H., 1975: Die Wirklichkeit der Hausfrau: Die erste repräsentative Untersuchung über nichterwerbstätige Ehefrauen. Reinbek.
- Reyer, J., 1979: Kinderkrippe und Familie: Analyse eines geteilten Sozialisationsfeldes. in: Neue Praxis 9, (H. 1), 36-51.
- Robertson, J., und Robertson, J., 1975: Reaktionen kleiner Kinder auf kurzfristige Trennung von der Mutter im Lichte neuer Beobachtungen. in: Psyche 29, 626-664.
- Rousseau, J.J., 1971: Emile oder über die Erziehung (vollständige Ausgabe). Paderborn.
- Rutter, M., 1978: Bindung und Trennung in der frühen Kindheit: Forschungsergebnisse zur Mutterdeprivation. München.
- Ryffel-Gericke, C., 1979: Die Geburt des ersten Kindes: Erste Ergebnisse aus Tiefeninterviews mit Zürcher Ehefrauen. in: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 6, 43-63.
- Schlumbohm, J., 1979: Straße und Familie: Kollektive und individualisierende Formen der Sozialisation im kleinen und im gehobenen Bürgertum Deutschlands um 1800. in: Zeitschrift für Pädagogik 25, 697-726.
- Schneider, D.M., 1968: American Kinship: A Cultural Account. Englewood Cliffs.
- Shorter, E., 1977: Die Geburt der modernen Familie. Reinbek.
- Stephan, G., 1891: Die häusliche Erziehung in Deutschland während des achtzehnten Jahrhunderts. Wiesbaden.
- Stern, D., 1979: Mutter und Kind: Die erste Beziehung. Stuttgart.
- Tyrell, H., 1976: Probleme einer Theorie der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung der privatisierten modernen Kernfamilie. in: Zfs 5, 393-417.
- Tyrell, H., 1979: Familie und gesellschaftliche Differenzierung. in: H. Pross, Hg., Familie – wohin? Leistungen, Leistungsdefizite und Leistungswandlungen der Familien in hochindustrialisierten Gesellschaften. Reinbek, 13-67.
- Tyrell, H., 1981: Familie und Religion im Prozeß der gesellschaftlichen Differenzierung. erscheint in: V. Eid u. L. Vaskovicz, Hgg., Wandel der Familie. Mainz.
- Zollinger Giele, J., 1971: Changes in the Modern Family: Their Impact on Sex Roles. in: American Journal of Orthopsychiatry 41, 757-766.